

unerschöpfliche Quelle von Verwundung. Seit Jahren Nachbarn — und sie mußten den ganzen Weg bis nach Coney gehen, um sich zu finden! Sie sprachen oft darüber. Es war, meinten sie, Schicksal, einzig und allein Schicksal.

Johnnys Haus war näher an der Untergrundbahn. Sie gingen daran vorüber auf ihrem langsamen Weg zu Madelines. Ein schmutziges Ziegelhaus mit einer Feuertreppe. Sie schauten es im Vorbeigehen an. Madeline legte den Kopf zurück, um nach oben zu sehen. Ganz nach oben.

„Deine Mutter ist noch auf“, meinte sie. „Sie hat noch Licht.“

„Wirklich?“

„Sie wartet immer auf dich, nicht?“

„Tja“, antwortete Johnny.

Sie gingen jetzt etwas schneller. Aber nicht lange. Nur etwa hundert Meter, dann schlenderten sie wieder dahin. Johnny legte seinen Arm um ihre Taille, es waren zu dieser Zeit nur ein oder zwei einzelne Leute auf der Straße, um die sie sich nicht kümmerten. Madeline streifte ihren Hut ab und schwang ihn in der Hand hin und her, und manchmal war ihr Haar schwärzer als die Schatten, und manchmal, wenn sie eine erleuchtete Haustür passierten, war es rot, leuchtend rot mit Gold darin.

Sie hob ihren Kopf in den Wind.

„Schön ist's heute“, seufzte sie.

„Ja, wunderbar.“

„Die Sterne — die Luft — — —“

Sie schwiegen eine kurze Weile und dann fing Johnny an: „Pinky, es tut mir so leid, ich war so miesepetrig heute abend.“

„Oh, das macht nichts.“

„Ich weiß nicht, was mit mir los war, ich weiß es wirklich nicht. Ich hatte — war in scheußlicher Stimmung —“ Er schüttelte den Kopf. „Ich hab auch dir die Laune verdorben, nehme ich an. Ich hätte an mich halten sollen.“

„Es macht nichts“, sagte sie wieder.

Aber es machte doch etwas. Sie wußte das. Er wußte es auch. Heute, zum erstenmal, hatten sie gesagt: „Vielleicht niemals!“ Sie hatten sich selbst einge-

standen, daß das Leben stärker sein mochte als sie und das Warten ohne Ende. Es machte doch etwas, denn was konnte den Geschmack wieder wegbringen, wenn man einmal Hoffnungslosigkeit geschmeckt hatte.

Ohne weiterzusprechen, erreichten sie Madelines Haus.

Es gehörte zu einer Reihe alter Sandsteinhäuser, das sechste von der Ecke — oder deutlicher gesagt, das mit dem Trödlerladen im Kellergeschoß. „P. Marek. Möbelhandlung. Einkauf, Verkauf.“ Madelines Wohnung lag im vierten Stockwerk zur Straße zu. (Es waren zwei in jedem Stock.) Von ihrem Fenster aus konnte sie auf die Reihenhäuser gegenüber sehen, auf die Kinder, die den ganzen Tag in der Straße herumlungerten, auf das Kommen und Gehen von Stühlen, Lampen und Bettstellen zu P. Marek.

Das Haus hatte ein stilles, dunkles Vestibül, in dem sich Johnny und Madeline gewöhnlich sehr ausgedehnt gute Nacht sagten. Aber heute war das Vestibül schon besetzt. Als sie die Tür öffneten, war ein kleiner Aufruhr, ein Kichern, ein Schimmer von unbekanntem Gesichtern, zwei Gesichtern in der Dämmerung . . . „Natürlich“, dachte Madeline übellaunig, „jemand muß hier sein.“ Es paßte zu diesem Abend, eine weitere Enttäuschung.

Sie schlossen die Tür wieder und küßten sich kurz im Eingang.

„Auf Wiedersehen, Kleines“, sagte Johnny.

„Gute Nacht, Liebster.“

„Ich hab dich lieb!“

„Ich dich auch!“

Anscheinend war weiter nichts zu sagen. Nach einem stummen, abwartenden Moment, in dem sie sich bemühten, an etwas zu denken, etwas Tröstendes, Ermutigendes, ließen sie es, und Johnny murmelte „Auf Wiedersehen“, küßte sie noch einmal und ging.

Frau Phoebe Dietz, Madelines Mutter, war eine fette, rosige Frau, die durch Schminke noch rosiger und durch Spitzenrüschen noch fetter aussah. Sie